

«Ein Gefühl von Unendlichkeit»

Hausregisseur Thom Luz inszeniert im Theater Basel ein Stück über die Erfindung von LSD

Von Stephan Reuter

BaZ: Albert Hofmann hat seinen ersten LSD-Trip unfreiwillig im Basler Sandoz-Labor geschmissen. Indiskrete Frage: Wie hart haben Sie für Ihr «LSD»-Projekt am Theater Basel recherchiert?

Thom Luz: Ich hatte tatsächlich niemals Berührungen mit LSD. Als klar war, dass ich «LSD – Mein Sorgenkind» frei nach Hofmanns Lebensgeschichte inszeniere, war mein erster Reflex: LSD nehme ich sicher nicht. Wenn man ein Stück über den Tod macht ...

... muss man auch nicht gestorben sein. Genau. Dennoch werden Tod oder Liebe gern am Theater verhandelt. Gleichzeitig kommt man schnell an den Punkt, an dem Sprache nichts mehr erklären kann. Denn es geht um ein Gefühl, um eine Atmosphäre, um Frequenzen also, die leicht über oder unter der Mittelwelle liegen, in der wir uns gemeinhin bewegen. Daher ist «LSD» auch eine logische Fortsetzung meiner Theaterarbeiten.

Um welches Gefühl geht es in «LSD»?

Um das Gefühl der Unendlichkeit. Ein wenig auch um ein goldenes Zeitalter. Konkret um ein Gefühl, das Albert Hofmann beschreibt, und das er als kleiner Bub im Martinswald oberhalb von Baden hatte. Dort ist er aufgewachsen. Als Sieben- oder Achtjähriger spazierte er durch den Wald und hatte plötzlich aus dem Nichts das Gefühl, der Wald wolle ihn in seine Schönheit einbeziehen. Der Bub steht für einen Moment im Zentrum des Universums und sieht ins Räderwerk hinein. Hofmann spricht von einer «Verzauberung». Dann verfliegt das Gefühl. Später, unterm Einfluss der Substanz, die er entdeckt hat, findet er das Gefühl wieder. Im Kern geht es in «LSD» um das Unvorstellbare. Mir gefiel eine Kapitelüberschrift aus dem Buch so gut: «Fahrten in den Weltraum der Seele» ...

Warum?

Dahinter steckt dieser Claim, es gebe neben unserer Alltagsrealität riesige unkartografierte Gebiete, und es brauche nur einen Perspektivenwechsel. Hofmann sagt, der Wirkungsmechanismus der Droge sei schlicht eine Verstärkung der Sinne und der Wahrnehmungen, die ohnehin da sind, aber von uns im Normalfall nicht wahrgenommen werden. Ein Zehntausendstel eines Milligramms macht jene Gebiete zugänglich und stellt das, worauf wir uns als Realität eingeeignet haben, radikal infrage.

Sie konkurrieren beim Thema LSD mit filmischen, musikalischen und künstlerischen Darstellungen von Trips. Was können Sie dem Neues hinzufügen?

Stimmt, von Psychedelik gibt es wahnsinnig viele Klischees. Ich habe beschlossen, das lassen wir ganz weg. Wir veranstalten sicher keinen Zirkus mit unscharfen Formen und spacigen Farben und Seventies-Sounds.

Was dann?

Wir haben Klangexperten auf der Bühne. Sie arbeiten wie Albert Hofmann in einem Labor, sie synthetisieren, das heisst, sie haben einen Ausgangsstoff, wie Herr Hofmann sein Mutterkorn hatte. Bei uns sind das Kanons von Bach, die wir in kleinste Einzelteile zerlegen, um daraus etwas

Thom Luz

Musikalisch. Der Zürcher Thom Luz (33) studierte Schauspiel an der dortigen Hochschule der Künste. Erst sah es aus, als müsse er sich eines Tages zwischen einer Karriere als Schauspieler oder als Sänger und Gitarrist der Band My Heart belongs to Cecilia Winter entscheiden. Dann rief ihm ein Freund, sich als Regisseur beim Basler Talentfestival Treibstoff zu bewerben. Das war 2007 und der Kick-off. Immer renommiertere Festivals wollten seine musikalischen Bühnen-Expeditionen zeigen. Kritiker wählten Luz zweimal zum «Nachwuchsregisseur des Jahres». Sein «Atlas der abgelegenen Inseln» (Schauspiel Hannover) wurde zum Theatertreffen eingeladen. Am Theater Basel inszeniert Luz zum dritten Mal, diesmal als Hausregisseur. sr



«Ich habe mit Drogen nichts zu tun.» Thom Luz (33) und ein präpariertes Klavier, kurz vor der «LSD»-Premiere. Foto Nicole Pont

Neues zu synthetisieren. Dabei geschehen unvorhergesehene Dinge, Zufälle greifen ein, und plötzlich ist man in einer Sphäre, in die man ursprünglich gar nicht wollte. Wir wollen keinen Trip abbilden, sondern laden in einen Kosmos ein, der nach musikalischen Regeln funktioniert. Dort drinnen kann jeder Zuschauer eine Geschichte entdecken.

Was für eine Geschichte?

Die des Buben aus dem Wald, der nach Zürich studieren geht, Chemiker wird, auf einen höheren Lohn verzichtet, damit er bei Sandoz Naturstoffe erforschen kann. Warum? Weil ihn der Wald festhält. Dann passiert das mit dem Mutterkorn, er fährt mit dem Velo vom Volaplatz nach Böttlingen. Und da setzt das Stück ein. Es spielt auf dieser Route. Das ist die Schattendramaturgie des Abends.

bleiben wir noch bei Albert Hofmann: Da hat ein Forscher Ideale, will vielleicht die Welt ändern, und nachher ist sein Name mit der Erfindung der ersten Designerdroge verbunden. Ist das nicht tragisch?

Das geht uns doch allen so. Am Ende bleibt von uns nicht unbedingt das, was in unserer Absicht lag. Hofmann konnte sich nicht vorstellen, wie LSD weltweit eine Subkultur beeinflussen würde. Das ist aber passé. LSD ist seit zwei Jahren wieder in der medizinischen Forschung zugelassen, in der Psychiatrie. Uns geht es aber gar nicht um eine Rehabilitierung der Substanz. Ihre Geschichte ist einfach nicht fertig erzählt.

Ist es ein Zufall, dass LSD ausgerechnet in Basel erfunden worden ist?

Es gibt zumindest auf eine gute Art sehr schweizerische Aspekte. Es wird sauber gearbeitet, sehr präzise. Die Schweiz ist ein Land der Tüftler, die hochgradig spezialisiert sind.

Das trifft auch auf Regisseure zu ...

... auf Regisseure, die das Land hervorgebracht hat. Zum Beispiel einen Herrn, der eine ästhetische Revolution ausgelöst hat, die die Theaterwelt in den letzten 30 Jahren prägte und die ihn überleben wird.

Apropos, stört es Sie, dass manche Medien Sie seit Ihren grossen Erfolgen als «den neuen Marthaler» titulieren?

(Zögert.) Naja, irgendetwas müssen sie ja schreiben. Ich lese natürlich lieber das, als wenn Journalisten über den «Versager und Hochstapler Thom Luz» schreiben würden. Und es gibt eine Geistesverwandtschaft zu Christoph Marthaler oder Ruedi Häusermann: den musikalischen Zugriff, die Freude an der Langsamkeit.

«Ich versuche eine präzise Wissenschaft aus Dingen zu machen, die nicht präzise sind.»

Wo liegen die Unterschiede Ihrer Arbeit zu Christoph Marthaler?

Über solche Vergleiche denke ich selten nach. Das sollen andere beurteilen. Ich versuche schöne Arbeiten zu machen, konsequent, schlüssig.

Wie finden Sie denn Ihre Stoffe?

Die finden meistens mich. Das wird mir wie von innen vorgegeben. Das ist so ein alchemistischer Gärprozess, oft ausgehend von Tipps. Ein Freund meinte zum Beispiel, ich solle das Buch «LSD – Mein Sorgenkind» lesen. Ich habe nichts mit Drogen zu tun, bin kein Freak und viel zu hüüslipapierig. Was soll das also?, dachte ich. Und dann spricht diese Lebensgeschichte sofort mit mir.

Geht Ihnen das oft so?

Nein, ich kann mir nicht jede Geschichte aneignen. Ich könnte nie behaupten, hier habe ich das Schema Luz, mit gewissen ästhetischen Tricks, und damit kann ich machen, was ich will. Ich kann nur Stücke inszenieren, zu denen ich eine innere Verwandtschaft spüre, und die sich musikalisch erzählen lassen.

Sie haben am Theater Basel sehr eigenwillige Fassungen von Thomas Manns «Zauberberg» und Goethes «Werther» gezeigt. Warum inszenieren Sie nie einen Schiller oder Frisch vom Blatt?

Ich habe gar nichts gegen einfache Geschichten. Ich möchte sie nur nicht erzählen. Ich will, dass die Zuschauer in meinen Stücken eigene Geschichten entdecken. Und es geht nicht darum, absichtlich verschoben oder kompliziert zu sein. Ich rede von inneren Notwendigkeiten. Ich versuche, eine präzise Wissenschaft aus Dingen zu machen, die nicht präzise sind. Und, wie in «LSD», die Unendlichkeit verstehen zu wollen, als endlicher Mensch. Das ist ja das Paradox.

Was soll Theater im Publikum bewirken?

Im besten Fall verändert ein Theatererlebnis meinen Blick auf die Welt. Das tönt kitschig, dabei bin ich überhaupt kein Weltverbesserer. Theater muss nicht mehr können, als den Wechsel der eigenen Perspektive zu ermöglichen. Schauspielersche Ausdrucksleistungen sind mir dabei nicht so wichtig. Wichtiger ist, dass sich Schauspieler als Teil einer Gesamtkomposition verstehen. Vielleicht begreift der Zuschauer das Bühnengeschehen nicht im ersten Moment – aber so erging es mir zwischen sieben und 28 auch: Man merkt, die Welt hat eine Ordnung, ich verstehe nur nicht, welche. Und dann löst sich wie aus dem Nebel ein System, eine Ahnung von Zusammenhang. Dann hat man Einsichten. Diesen Vorgang versuche ich im Theater zu wiederholen.

Woher rührt Ihr spezieller Regiezugriff?

Wissen Sie, meine Eltern hatten eine Platte von John Cage, mit dem Klavierstück «Atlas Eclipticalis» darauf. Als Kind habe ich das gehört und gehört, und es ist auch wirklich seltsame Musik. Das hat mich irgendwie beschäftigt. Als ich älter war, habe ich herausgefunden, dass er mithilfe einer Sternenkarte komponiert hat.

Und Sie waren nicht enttäuscht, weil damit ein Geheimnis gelüftet war?

Frustrierend ist so etwas nur bei Zauberticks. Gewisse Dinge verlieren ihre Magie nie. Und die haben fast immer mit Musik zu tun.

Premiere: Sa, 31. 10., 20 Uhr. Schauspielhaus, Basel. www.theater-basel.ch

Ein barocker Fackellauf

Die Sopranistin Simone Kermes und das Orchester La Folia

Von Simon Bordier

Basel. Mini-Jupe oder bauschiges Barockkleid? Die deutsche Sopranistin Simone Kermes kombiniert beides, sodass ihr Reifrock am Donnerstag im Basler Stadtcasino den Blick auf ihren darunterliegenden Jupe und ihre langen Beine freigibt. So wie das durchaus schicke Kleid scheinen auch manche Arien des Barockkomponisten Nicola Porpora auf Kermes massgeschneidert: Über Fiorituren, Triller, Tonkaskaden bauscht sie sich stimmlich auf, durchmisst den Tonraum in weiten Schritten, entfaltet im Konzertsaal eine knisternde Atmosphäre – und überrascht dann mit einem Spitzenton, der den feurigen Kern der Musik offenlegt.

Gleich vier, mit der Zugabe fünf solcher Porpora-Bravourarien gibt Kermes im Solistenabend der Allgemeinen Musikgesellschaft Basel. Das La Folia Barockorchester aus Mannheim hat dabei nicht nur eine Begleitfunktion: In der Arie «Nobil onda» facht es den Gesang mit glühenden Vorhaltdissonanzen und lodernen Läufen an, zischt auf, wenn es die ausgebreiteten Arme von Kermes fordert, oder joggt mit ihr durch die Arie «Se dopo ria procella», wo ein Naturhorn den Weg weist (dankenswerterweise, da der gesungene Text im Programmheft nirgends zu finden ist).

Ein feines Hin und Her

In der Arie «Alto Giove» konzentriert sich der Schmerz weitgehend auf ein von Kermes hauchzart vorgetragenes Piano – wundervoll. Doch das berühmte Crescendo auf der ersten, lang gedehnten Note glaubt man von den Countertenor-Kollegen Jaroussky und Fagioli schon mit mehr Timbre und Schmelz gehört zu haben.

In Giovanni Battista Pergoleisis «Lieto così talvolta» kann sich Kermes an die Stimme ihrer Duettpartnerin, einer Oboe d'amore, schmiegen, was in gewundenen Parallelläufen gelingt, doch beim imitierenden Wechselspiel ins Stocken gerät. Nahtlos funktioniert das feine Hin und Her in Antonio Vivaldis D-Dur-Concerto «Il grosso Modul» zwischen dem Soloviolinisten und Konzertleiter Robin Peter Müller und dem Barockorchester: Man gewinnt den Eindruck, dass Müller den Orchesterklang mittels Doppelgrifftechnik auf seinem Instrument einzufangen vermag.

Das Konzert weist mit all den Ouvertüren, Arien und Violinstücken eine, sagen wir mal, barocke Fülle auf. «Geht es zu lang?», fragt Kermes nach etwa zwei Stunden in den Saal. «Zu wenig Gesang!», ruft ein Zuhörer zurück. «Nein!», meint ein anderer, wobei nicht ganz klar ist, ob er damit Kermes oder dem anderen Zuhörer antworten will – er erhält jedenfalls Applaus, und Kermes gibt dann «noch einen Porpora» als Zugabe.

Nachrichten

Design Preis Schweiz geht nach Basel

Langenthal. In Langenthal wurden gestern Abend die Schweizer Designpreise vergeben. Unter den zwölf Siegern findet sich auch ein Basler Projekt: In der Kategorie «Kommunikation» gewann die Publikationsreihe «Doing Fashion Paper» des Instituts für Modedesign an der HGK Basel. Dem Team um Kreativdirektorin Priska Morger bescheinigt die Jury «experimentellen Charakter», «überraschende Materialwahl» und drucktechnische Verfahrensvielfalt. sr

Auszeichnung für Hedy Graber

Berlin. Hedy Graber, Leiterin des Migros-Kulturprozent, wurde in Berlin zur Europäischen Kulturmanagerin des Jahres gekürt. Nominiert waren auch Chris Dercon, Direktor der Tate Gallery, und Annemie Vanackere, Leiterin des Theaters Hebbel am Ufer in Berlin. Die Jury lobt die herausragende Bedeutung von Hedy Grabers Arbeit. sr